

Realityshows, soziale Netzwerke und Videoüberwachung

Die Grenzen des Privaten werden gesellschaftlich immer neu ausgehandelt

Während Jugendliche vergangener Generationen gegen den „Wissensdurst“ des Staates im Zusammenhang mit der Volkszählung auf die Straße gingen, stellen junge Menschen heute freiwillig alle möglichen Informationen über sich ins Netz. In Unterhaltungsformaten plaudern sie freizügig über ihre Schuldenlast oder sie lassen sich in Castingshows

niedermachen, weil sie sich als Superstar fühlen, aber letztlich keinen Ton treffen. Was macht solche Menschen für die Zuschauer interessant? Was ist daran unterhaltsam? Und wie öffentlich will der moderne Mensch sein? *tv diskurs* sprach darüber mit PD Dr. Gerd Hallenberger, Medienwissenschaftler an der Universität Marburg.



Seit es privates Fernsehen gibt, ist ein starker Paradigmenwechsel im Bereich der Unterhaltung zu verzeichnen: Der Konsument wird immer mehr zum Akteur. Mit den Talkshows hat das begonnen. Wo früher Prominente oder Experten saßen, sind jetzt Menschen wie du und ich zu sehen. Was ist daran so interessant?

Dieser Prozess ist verschiedentlich als eine Art Entautorisierung des Mediums beschrieben worden. Bis in die 1970er- und 1980er-Jahre hinein wurde auf die Frage, wer die Tagesschau veranstaltet, gerne angekreuzt: die Bundesregierung. Fernsehen wurde oftmals als eine hoheitliche Veranstaltung verstanden, was sowohl Konsequenzen für das sichtbare Personal, die verhandelten Themen und somit auch die Nutzungsmöglichkeiten hatte. Mit dem sogenannten Privatfernsehen, was ja eigentlich privat-rechtliches Fernsehen meint, war dann tatsächlich eine Art Privatisierung verbunden. Fernsehen war nun weniger eine hoheitliche als vielmehr eine Marktveranstaltung, die nicht mehr mit der Aura des Höheren oder der reinen Oberschichtenveranstaltung versehen war. Vormalig kamen Menschen wie du und ich allenfalls als Quizkandidaten oder als Informations- und Stichwortgeber vor. Das, wofür das Konzept der Daily Talks in den 1990er-Jahren stand, war im Grunde genommen nicht nur eine dramatische Vermehrung des entsprechenden Personals. Auf einmal war es eben nicht mehr normal, dass nur Prominente oder Experten in Talkshows saßen, sondern

besagte Menschen wie du und ich. Es ging jetzt auch um die Themen, die diesen Menschen wichtig waren oder zumindest scheinbar am Herzen lagen. Es waren jetzt nicht mehr vorgegebene Themen, zu denen sie sich in amateurhafter Annäherung an den Expertendiskurs äußerten, sondern sie redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, nämlich in ihrer normalen Umgangssprache. Das wurde natürlich als radikale Änderung des Gesprächsfernsehens begriffen.

Die direkte Nachfolge auf diesem Sendeplatz übernahmen später die Gerichtsshows. Haben wir hier dasselbe in Grün?

Man kann es vielleicht als eine Weiterentwicklung beschreiben, bei der bestimmte Nachteile, die das Konzept der klassischen Daily Talks mit sich brachte, aufgehoben worden sind. Ein klassischer Nachteil war, dass die Sendung von einer Moderatorin oder einem Moderator geleitet wurde, die bzw. der weder über große Sachkompetenz verfügen musste, noch Autorität genug besaß, um in Streitfragen tatsächlich zu einem Ergebnis zu führen. Meistens redeten die Menschen also wild durcheinander und die Moderation versuchte, halbwegs organisierend-moderierend einzugreifen. Mit dem Übergang zu den Gerichtsshows gab es mehrere zentrale Veränderungen: Auf einmal gab es ein Ergebnis – und zwar nicht nur irgendein Ergebnis, sondern nun wurde im Namen des Volkes tatsächlich ein Verfahren zu einem offiziellen Ende gebracht. Auf einmal hatte das Ganze eine Finaldramaturgie. Finaldramaturgie heißt, es gibt auch andere, festgelegte dramaturgische Zwischenschritte, also nicht ein im Grunde genommen gleichbleibendes Hin- und Herreden ohne Steigerung, sondern eine ganz klare Ablaufslogik. Am Anfang wird der Fall geschildert, es finden Zeugenvernehmung und Beweisaufnahmen statt, dann gibt es die Plädoyers und abschließend ein Urteil. Diesen dramaturgischen Bogen hatten Talkshows nicht. Zudem hat der Richter – im Gegensatz zur Moderatorin oder zum Moderator – nun Autorität. Das Urteil gilt.

Das erinnert an die Shakespeare'sche Dramentheorie: Im normalen Gang der Welt kommt es zu einem Tabubruch, einer Regelverletzung, und im Endeffekt ist es der Sinn des Dramas, die Kette des Seins wiederherzustellen.

Völlig richtig. Die Entwicklung kann man verfolgen, wenn man Gerichtsshows im Fernsehen mit realen Gerichtsverhandlungen vergleicht. In wirklichen Gerichten geht es natürlich ganz anders zu. Bei näherem Hinsehen wird offensichtlich, dass Gerichtsshows eine Art Kompromiss zwischen einer realen Gerichtsverhandlung und einer Talkshow darstellen. Vieles von dem, was in Gerichtsshows völlig normal ist – wie etwa, dass Zeugen anfangen, untereinander zu reden oder dass Beschimp-

fungen aus dem Publikum die Regel sind –, gehört im wahren Leben nicht zum Alltag bei Gerichtsverhandlungen. Die Binnenlogik von Gerichtsshows ist vielmehr mit der Binnenlogik von Talkshows verwandt.

Das Publikum als Akteur hat sich nun in ganz vielen Sendungen immer stärker ausdifferenziert. Themen, die früher in Talkshows verhandelt wurden, werden jetzt zu eigenständigen Themen von Sendungen gemacht, wie etwa die Schuldenproblematik.

Im Grunde genommen haben wir hier eine Drei-Schritt-Entwicklung. Schritt eins waren die Talkshows, das Normale, das Ungeschönte. Das umgangssprachlich sich artikulierende Leben kommt ins Fernsehen – und zwar sehr massiv. Immerhin so massiv, dass über etliche Jahre hinweg der Nachmittag zumindest bei zwei bis drei großen Sendern fast flächendeckend nur mit Talkshows bestritten wurde. Mit dem zweiten Schritt wird das Ganze ein bisschen strukturierter, es bekommt eine klar erkennbare Dramaturgie, Autorität kommt ins Spiel. Mit den Gerichtsshows wurde der Schritt vom Chaos hin zur Ordnung vollzogen. Der dritte Entwicklungsschritt hat sich in den letzten Jahren im Formatfernsehen mit einer sehr breit gestreuten Angebotspalette von Helpertainment-Formaten bis hin zum Coaching-TV vollzogen. Jetzt naht auch die Rettung für die unterschiedlichsten Problemlagen, sei es Kindererziehung, Geldmangel oder Wohnungseinrichtung.

In Formaten, in denen das Publikum zum Akteur wird, spielen oft Menschen eine Rolle, bei denen man das Gefühl hat, dass sie der Medienpräsenz überhaupt nicht gewachsen sind. Die Meinungen darüber, wie weit man in der Darstellung von Privatem und Intimem gehen darf, liegen entsprechend auseinander. Wie lässt sich dies zum einen aus Sicht des Senders und zum anderen unter dem Aspekt der öffentlichen Verträglichkeit betrachten?

Ich möchte zunächst auf den letztgenannten Punkt eingehen, denn gerade die Frage, was öffentlich und was privat ist, ist ein gesellschaftliches Thema, das in jeder Kultur permanent neu ausgehandelt wird und sich verändert. Auf der einen Seite war allein über die Veränderung des Personals in Talkshows plötzlich eine ganz andere Qualität von Privatheit im Fernsehen zu sehen. Auf der anderen Seite war das gesamte Thema der Sichtbarkeit zu einer gesellschaftlichen Angelegenheit mit anderer Qualität geworden. Nehmen wir als ein Beispiel öffentliche Räume, Plätze, Einkaufszonen, Parkhäuser – hier gibt es eine sehr weitgehende Präsenz von Kameraüberwachung im Alltagsleben. Außerdem hat ein jeder von uns mit Hilfe von Webcams die Möglichkeit, eine öffentliche Sichtbarkeit der eigenen Privatheit und des eigenen Privatlebens herzustellen. Das ist – schon unter medien-

technologischem Aspekt betrachtet – eine völlig andere Ausgangssituation als vor 40 Jahren. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage dann natürlich anders. Denn eigentlich könnte ich ja auch etwas dagegen haben, wenn ich in einer Tiefgarage von einer Überwachungskamera gefilmt werde, wie mir sämtliche Einkäufe aus der Tasche purzeln, weil ich meinen Autoschlüssel nicht finden kann. Man kann sich nicht sicher sein, dass das nicht veröffentlicht wird, denn es gibt schon Fernsehformate, die Material von Kameraüberwachungen verwenden. Was die Produktionsseite angeht: Wenn wir an Formate wie Deutschland sucht den Superstar denken, kann eigentlich heute niemand mehr behaupten, dass er nicht wüsste, was ihn dort erwartet. Bei der ersten Staffel von Big Brother war das anders: Diejenigen, die damals mitmachten, hatten keine realistische Vorstellung von dem, was mit ihnen geschehen würde. Man konnte ihnen allenfalls Bänder zeigen, wie es in anderen Ländern aussah, aber was es konkret bedeutet und welche Folgewirkungen es in Deutschland haben würde, das alles war vollkommen unabsehbar. Mittlerweile ist bekannt, was dort geschieht. Interessanterweise ist es im Falle von DSDS so, dass gerade jene untalentierten Kandidaten, die mit Schimpf und Schande bedacht werden, vorher sagten, dass sie die Sprüche von Dieter Bohlen prima finden. Man kann also annehmen, dass sie wissen, wie das Ganze funktioniert, und dass sie ihr Einverständnis mit dem Verfahren erkennbar signalisiert haben. Man darf nicht unterschätzen, dass es sich bei der Teilnahme auch um eine Mutprobe handelt. Abgesehen von dem Phänomen der medialen Sichtbarkeit, ähnelt es letztendlich dem Phänomen, dass männliche Jugendliche als Mutprobe Horrorfilme im Kino ansehen. Wer hält am längsten durch? Wer schaut als Erster weg?

Natürlich kann man argumentieren, dass der medienkompetente und reflektierte Mensch einschätzen kann, was auf ihn zukommt, aber gerade bei DSDS haben wir auch Personen, bei denen man das Gefühl hat, dass sie überhaupt nicht in der Lage sind, die Diskrepanz zwischen dem, was gefordert wird, und dem, was sie tatsächlich leisten können, zu erkennen. Ähnliches sehen wir auch bei Menschen, die sich bei der Schuldnerberatung im Fernsehen melden. Ist dieser Mensch, der offensichtlich nicht nur finanzielle, sondern auch psychische Probleme hat, in der Lage, einzuschätzen, welche Konsequenzen eine Veröffentlichung seiner privaten Umstände überhaupt hat?

Ich glaube, das ist ein ausgesprochen kompliziertes Feld, bei dem es vor allem eins nicht gibt: einfache Antworten. Wenn man das Argument, man müsse diese Menschen vor sich selbst schützen, ernst nimmt und den moralischen Imperativ einführt, muss man gleichzeitig auch fragen, wovor man die Menschen sonst noch schützen muss. Muss man z. B. NPD-Wähler davor schützen, dass sie diese Partei

wählen, indem man ihnen das Wahlrecht entzieht? Das Problem ist, dass die Sachlage sehr offensichtlich zu sein scheint: Hier werden Menschen zum Zwecke des Unterhaltungsangebots – z. T. in sehr derber Form – vorgeführt und bloßgestellt. Es hängt ein mittleres Fragezeichen darüber, inwieweit sie selbst tatsächlich realisieren, was da mit ihnen passiert. Wer hat sie dahin gebracht? Häufig hat man den Eindruck, da waren wohlmeinende oder eben gar nicht so wohlmeinende Freunde, Bekannte und Verwandte am Werk, die fanden, dass die oder der „Kleine“ doch immer so schön gesungen hat. Wo sind hier die Erziehungsberechtigten? Wer sind die Berater, was sagt das Umfeld? Allerdings hatte man bei verschiedenen DSDS-Kandidaten im Nachhinein durchaus den Eindruck, dass ihnen bewusst war, was passieren kann; dass allein die Verheißung, im Fernsehen sein zu können, als so erstrebenswert galt, dass dafür die schon bekannte Möglichkeit von Demütigung und Bloßstellung durchaus billigend in Kauf genommen wurde.

Warum zeigt man bei diesen Menschen im Fernsehen plötzlich so ein großes Mitgefühl? Unzählige Menschen geraten beispielsweise durch falsche Bankberatung in tiefste Armut. Das tangiert uns nicht, weil es im privaten Bereich geschieht. Aber wenn im Fernsehen gezeigt wird, wie man sich über Menschen lustig macht, findet man es unmoralisch.

Es scheint vor allem noch immer ein Missverständnis darüber zu geben, was Fernsehen eigentlich ist. In diesen Diskussionen finden wir ein Echo der alten Vorstellung, das Fernsehen sei eine hoheitsvolle Veranstaltung, der entsprechend auch ein besonders hohes Maß an Verantwortung zugeschrieben wird. Allerdings haben wir mittlerweile eher ein Fernsehen, das wie der Zeitschriftenmarkt funktioniert: Es gibt ein relativ unübersehbares Angebot, in dem es das Gute genauso gibt wie das Schlechte, das Anstößige genauso wie das Anspruchsvolle. Die Auswahl in diesem großen publizistischen Supermarkt, in dem man alles finden kann, muss jeder selbst treffen.

Die Rezipienten schauen sich z. B. DSDS mit völlig unterschiedlichen Motiven an. Vermutlich liegt darin auch ein Grund für den Erfolg der Sendung: Der eine schaut es, weil er musikinteressiert ist, der andere will wissen, wie man zum Star werden kann, und wieder ein anderer amüsiert sich darüber, wie sich Menschen zum Hampelmann machen. Also geht es doch um symbolische Prozesse, an denen sich jeder abarbeiten kann.

Im Grunde genommen ähnelt es dem sogenannten moralischen Erschauern, wie es aus früheren Jahrhunderten bekannt ist: Über ein drittes Objekt wurde ein innerer Appell an das eigene Wertesystem gerichtet, d. h., über das Schämen wurde eine Bestätigung, eine Stabilisierung eigener

Werthaltungen inszeniert. Allgemein betrachtet laufen hier zwei Dinge zusammen: Der eine Punkt ist natürlich, dass Unterhaltung etwas ist, was Zuschauer mit dem Programm anstellen. Das kann man weder vorprogrammieren noch genau vorhersagen. Es ist ergebnisoffen, was dort passiert. Zum anderen hat sich in vielen Medienbereichen die Zahl der Angebote dramatisch erhöht. Die Marktsegmente, die über einen Künstler, einen Stil, eine Stilistik oder ein Subgenre erreicht werden können, werden tendenziell immer etwas kleiner. Ausdifferenzierung ist ein Prozess, der sich nicht wieder rückgängig machen lässt. Wer mit derartigen Angeboten also Geld verdienen oder im Fall des Fernsehens Zuschauer erreichen will, muss sich Gedanken darüber machen, wie er möglichst viele der existierenden Teilgruppen gleichzeitig gewinnen kann. Im Musikbereich kann man das schon seit den 1980er-Jahren am Phänomen Crossover – einer Mischung aus unterschiedlichen Musikstilen – beobachten: die Bündelung von Attraktoren mit dem Ziel der Kumulation von Publika. Wenn ich mir unter diesem Aspekt heutige Helptainment-Sendungen anschau, erkenne ich Formate, die für unterschiedlich interessierte Mitglieder des gesamten Fernsehpublikums unterschiedliche Zugänge und Umgangsweisen bieten. Nehmen wir etwa den Schuldnerberater Zwegat: Mit diesem Format werden zum einen Menschen bedient, die informationsorientiert sind, aber diese Information nicht in Form einer klassischen ARD-Ratgeber-Sendung bekommen möchten. Zum anderen haben wir die Zentralfigur des Helfers, also ein Angebot der parasozialen Interaktion, in diesem Fall Herr Zwegat. Des Weiteren gibt es auch einen Zugang über die Menschen, die dort beraten werden: Was sind das für Menschen? Tragen sie selbst Schuld an ihrer unglücklichen Lage oder sind sie unverschuldet in etwas hineingeraten? Das schafft immer einen Gefühlsanteil. Zudem haben solche Helptainment-Formate eine ganz klare Binnendramaturgie, eine Verlaufsspannung. Als einzelner Nutzer kann ich meine Interessen natürlich kombinieren. Ich muss also nicht nur ein einzelnes Element oder die Gesamtsendung gut finden, sondern kann viele Zugänge zu einer Sendung entdecken.

Spielt dabei auch eine Rolle, dass hier einerseits die Hoffnung vermittelt wird, es gäbe immer Wege aus scheinbar unlösbaren Situationen, und dass andererseits die Zuschauer das Gefühl bekommen, mit ihren Problemen nicht allein zu sein?

Sehr richtig, denn im Grunde genommen ist die Einstiegsvoraussetzung, um mich überhaupt auf solche Sendungen einzulassen, die, dass die Problematik etwas mit meiner Lebenswelt oder Alltagssituation zu tun hat. Wenn das gegeben ist, lassen sich unterschiedliche Basisstrategien entwickeln. Aus der Geschichte der Daily Talks wissen wir, dass die zentralen Zuwendungsmotive nicht unbedingt in der Thematik an sich

liegen, sondern eher in dem Gedanken: „Gott sei Dank, dass ich diese Probleme nicht habe.“ Mit anderen Worten: in der Stabilisierung der eigenen Lebenssituation. Damit ist gar nicht unbedingt verbunden, dass ich diese Menschen ganz furchtbar finden muss. Es reicht vollkommen, wenn ich mich in meiner eigenen Welt damit stabilisiere. Angesichts der aktuellen Welle von Helptainment- und Coaching-Formaten kann man durchaus auf die Idee kommen, das Ganze mit allgemein gesellschaftlichen Zuständen in Beziehung zu setzen, sich also z. B. die Frage stellen, ob wir eine Gesellschaft sind, die wirklich dringend Hilfe braucht, die sich selbst nicht mehr helfen kann, die nach Autoritäten sucht.

Es ist interessant, dass es auch gesellschaftliche Institutionen gibt, die genau das Gleiche anbieten wie etwa die Super-Nanny oder der Schuldnerberater Zwegat. Nun fürchten die Institutionen Konkurrenz...

Meine erste Vermutung wäre eine ganz andere. Gerade dort, wo es öffentliche Beratungsstellen und Ähnliches gibt, dürfte der Normalfall eher sein, dass es miserabel ausgestattete Stellen sind, die eigentlich froh über jeden sind, der nicht kommt, weil sie ohnehin in hohem Maße überlastet sind. Der andere Punkt ist, dass öffentliche Angebote eventuell eine erhebliche Schwelle für die Betroffenen darstellen. Für viele kommt es einer Art Schuldeingeständnis gleich, sich an eine Behörde zu wenden, wenn sie mit der Erziehung des Kindes nicht mehr klarkommen oder ihnen die finanzielle Situation über den Kopf wächst.

Dann ist es aber verwunderlich, dass diese Menschen einerseits Hemmungen haben, zu einer Behörde zu gehen, es aber andererseits völlig in Ordnung finden, das Ganze einem Millionenpublikum im Fernsehen vorzuführen.

Das Fernsehen ist nun mal keine Behörde. Zudem wissen wir von etlichen Fällen – vor allem von der Super-Nanny –, bei denen, wenn erforderlich, der Rahmen des Fernsehens verlassen und sehr explizit auf Beratungsstellen hingewiesen wurde. Das gilt auch für andere Formate. Über Fernsehen und Fernsehunterhaltung können Menschen erreicht werden, die entweder nie auf die Idee gekommen wären, sich an öffentliche Beratungseinrichtungen zu wenden, oder die noch gar nicht realisiert haben, dass bei ihnen Hilfebedarf besteht.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.